

Ferdinand von Schirach: „Alexander“

Die Würde des Menschen

Von Jan Drees

Deutschlandfunk, Bücher für junge Leserinnen und Leser, 28.02.2026

In seinem ersten Kinderroman erzählt Anwalt und Bestsellerautor Ferdinand von Schirach eine Parabel. Der junge Melancholiker „Alexander“ wird ausgeschickt, gerechte Gesetze zu sammeln. Eine Geschichte, die einen faszinierenden Ursprung hat – und dabei äußerst gelungen ist.

Als Ferdinand von Schirach ein kleiner Junge war, bemalte sein Vater die Wände des Kinderzimmers mit einem Dschungel. In der Vorstellung des Kindes verwandelte sich der ebenfalls dort abgebildete Elefant nachts in ein echtes Rüsseltier. So steht es auf der letzten Doppelseite des „Alexander“-Romans, neben einer Fotografie des adoleszenten Autors, der damit sein Kinderbuchdebüt ähnlich beendet wie 2009 seinen Story-Erstling „Verbrechen“. Dort zitierte er auf der letzten Seite René Magrittes berühmt gewordenes „Ceci n'est pas une pipe“, also: „Dies ist keine Pfeife“-Paradox, und markierte so das komplizierte Verhältnis von Kunst und Wirklichkeit. In einer ähnlichen Bewegung verwandelt sein aktuelles Buch etwas Phantastisches, Gemaltes und dennoch real Vorhandenes in Literatur, mit diesem spiegelbildlichen Absatz eröffnend:

„Als Alexander noch ein kleiner Junge war, malte sein Vater auf alle Wände in seinem Zimmer einen Dschungel. Er malte Bäume, die große grüne Blätter hatten, und er malte Tiger, Löwen, Schlangen, Affen und einen riesigen Elefanten. Dieser Elefant hatte lustige Augenbrauen und liebevolle Augen. Er stand jede Nacht an Alexanders Bett und wachte über seinen Schlaf.“

Angeln ohne Haken

Ins liebliche Bild dringt nun das Unglück – wie in vielen Heldenromanen. Der Junge lebt im Phantasieort Kaliste, das äußerlich keine Ähnlichkeit hat mit jenem slowakischen Dorf, das die Nazis gegen Ende des Zweiten Weltkriegs zerstört haben, ganz im Gegenteil. Doch auch in Kaliste bricht Krieg aus. Der tyrannische König greift seine Nachbarn an. Alexanders Vater wird auf dem Schlachtfeld getötet, Kaliste großflächig verwüstet, später der kriegslüsterne

Ferdinand von Schirach

Alexander

Penguin Verlag

160 Seiten

18 Euro

Ab 10 Jahren

König gestürzt. Alexander fällt in eine Melancholie, was zum Ton zahlreicher Schirach-Geschichten passt, noch mehr zum Schriftsteller selbst, dessen Blick seit jeher eine Wehmut in sich trägt. In Kaliste beratschlagen die Überlebenden, wie ein neuer Tyrann verhindert werden kann. Sie planen eine Verfassung, die allerdings von einem Menschen ersonnen werden soll, „der klug ist, aber nichts weiß“. Ihre Wahl fällt auf den stillen Alexander, der so oft am Hafen sitzt und angelt – allerdings ohne Haken:

„Ich möchte für mich sein. Weit draußen auf der Kaimauer und aufs Meer schauen“, sagte Alexander leise, „ich nehme die Angel meines Vaters mit und werfe die Schnur ins Wasser, damit ich nicht dauernd gefragt werde, was ich dort tue. Dafür müssen keine Fische sterben.“ Und dann fügte er hinzu: „Es gab hier doch schon genug Tote.“

Trump im Badeschaum

Dieser sanfte Junge soll in die weite Welt hinausziehen, um mit gerechten Gesetzen zurückzukehren. Er hat lediglich sieben Tage, denn die Einwohner Kalistes müssen rasch beweisen, dass sie ungefährlich sind. Ansonsten droht neuer Krieg. So reist Alexander unter großem Druck ganz allein. Er macht auf seiner Reise wunderliche Begegnungen; trifft das Orakel von Delphi und Diogenes in seiner Tonne, einen eingebildeten Modeschöpfer, zwei Verschwörungstheoretiker und einen unschwer als Donald Trump identifizierbaren Tyrannen mit kleinen Händen, der in einer Badewanne sitzt.

„Jetzt muss er dort den ganzen Tag Schaum schlagen.“
„Warum?“, fragte Alexander.
„Damit man nicht sieht, dass er nackig ist.“

Aus jeder Begegnung nimmt Alexander eine Weisheit mit, ein Gesetz für eine gerechte Gesellschaft: dass meine Freiheit die Freiheit aller Menschen sein sollte, dass jeder Jeck anders sein darf und dass Mitmenschlichkeit eine schützenswerte Tugend ist. Es sind Beispiele für Demokratietheorie und Menschenrechte, für Prinzipien von Völkerbünden und Toleranz – oft verpackt in kindliche Gedankenspiele. Alexander muss Rätselgeschichten lösen, oder Dilemmata reflektieren wie jenes über einen Wagenunfall mit 15 Toten, der hätte verhindert werden können.

“Du siehst den schweren Wagen die steile Gasse herunterrasen und erkennst, was passieren wird. Auf dem Dachrand sitzt ein sehr dicker Mann und sonnt sich. Wenn du diesem Mann nur einen kleinen Schubs gibst, fällt er runter auf die Pflastersteine und blockiert die Gasse.“

Der richtige Ton

Statt 15 Menschen würde nur einer sterben. Es ist ein moralphilosophisches Gedankenexperiment, das typisch ist für Ferdinand von Schirach. Im Jahr 2015 etwa erschien sein auch im Fernsehen aufgeführtes Theaterstück „Terror“ mit ähnlichem Inhalt. Das Grundgesetz ist in dieser Hinsicht klar: Kein Subjekt darf zum Objekt staatlichen Handelns werden. Berückend ist, dass der Schriftsteller mit seinem „Alexander“-Roman nun

einen kindlichen Einstieg in sein literarisches Werk ersonnen hat, mit eigens gestalteten, mehrfarbigen Zeichnungen, die ein wenig an Walter Triers „Emil und die Detektive“, noch mehr an Antoine de Saint-Exupéry „Der kleine Prinz“ erinnern.

Es ist ein wenig unheimlich, dass der 61-jährige Jurist und Bestsellerautor selbst auf diesem neuen Feld den Ton richtig trifft. Unweigerlich stellt man sich vor, wie ein Schirach-Pappbilderbuch aussehen könnte oder ein New-Romance-Schirach, bis alle Medienalter und -formen bedient sind. Die gezeichneten Dackel sind allerliebste, die Trump-Locke überm Badewannenschaum ein schöner Einfall – nur der Elefant, der hätte Ferdinand von Schirach besser gelingen können.